

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 210 (1937)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute.

Von alten bernischen Badeorten.

Wohl kaum ein Gebiet des täglichen Lebens hat in neuerer Zeit eine so einschneidende Umwandlung erfahren wie die persönliche Körperpflege. Aus einer schamhaft verhüllten Unanständigkeit ist der menschliche Körper zu einem bewußt zur Schau gestellten Besitztum geworden, das durch sorgfältige Pflege und reichlichen Sport bewahrt und gefördert wird. Kleidung und Wohnung haben durch diese neue Einstellung eine revolutionäre Umwandlung erfahren, Luft, Sonne und Wasser haben eine ganz neue Beziehung zum Menschen erhalten. Wo früher ein vorwiegend Badender von der skandalisierten Menge mit Steinen beworfen wurde, da tummeln sich heute Hunderte in Fluß und See, wo einst ein hölzerner Kasten oder ein großes Waschfaß in engem Kämmerlein als seltene Badegelegenheit bereitstanden, da laden heute kostspielige Strandbäder und künstliche Wasserbecken bis in die entlegensten Bergtäler hinauf zu jauchzendem Sportgetümmel ein, aus der selten geübten Pflicht ist ein allgemeines und tägliches Vergnügen geworden.

Gebadet wurde früher vorzugsweise zu Heilzwecken, und verlangt wurden besondere Wasserquellen, die von allerhand Gebrechen und Altersbeschwerden helfen sollten, und wo die Natur ein solches Heilwasser sprudeln ließ, da sammelte es die leidende Menschheit zur Badefur, deren Langeweile man sich mit allerhand Lustbarkeit zu vertreiben suchte. Die Badeorte wurden zu den ersten Fremdenorten, die Heilquelle für die beglückte Ortschaft zum erwünschten Einnahmequell. Kein Wunder, daß jede Entdeckung eines solchen Heilwassers zu einem freudigen Ereignis wurde und daß die Regierungen derartige Einrichtungen mit allen Mitteln förderten.

Die alten Berner benutzten vorzugsweise die altberühmten Bäder von Baden und Leuf, beide waren aber außerhalb ihres Territoriums und das vielbesuchte Leuferbad nur mit großen Beschwerden über die Gemmi erreichbar. Mit großen Erwartungen empfing man daher die Nachricht von der Entdeckung einer neuen Heil-

quelle im Berner Gebiet, im Niedersimmental, nicht weit von

Weissenburg.

Im Sommer des Jahres 1600 erhielten Schultheiß und Rat einen Brief von Antoni Bacher von Weissenburg mit der Mitteilung: „da wil ich nu üch ein bricht gän, wie ich ein brunnen funden han und ein nüwen schatz“, und weiter erzählt er, wie er wiederholt hingegangen sei, um sich zu überzeugen, daß es sich wirklich um eine besondere und heilsame Quelle handle, „und han lüt zu mir gnomen und han den brunen uf dan und graben, das wir hein drin badet blut, und ist warm, das äs einer äs sauft drin ma sigen, und ist ein heilsam wasser, das han ich wol brobeirt“. Vor mehr als sechzig Jahren habe es einer schon seinem Götli gezeigt, und von diesem habe er Kunde davon erhalten, „und wenns sach were, das sich der brunen erfunden wurdi zu gutem, wen eir in bruchen kent nemen, so bitten ich üch ir lend minen nit vergäsen, und wen ir schon begärit, so wil ich mit üch selbst müntlich reden“. Den Bericht haben die Gnädigen Herren im Archiv niedergelegt, ob und wie sie sich aber dem Entdecker gegenüber erkenntlich gezeigt haben, erfahren wir nicht. Sie schickten aber Ende Juni zwei Ratsherren hinauf, „die glägenheidt des nüwlich gefunden warmen wassers uff den ougenschn zu besichtigen“. Der Augenschein der beiden Ratsherren, die unter Führung der Ortskundigen in die furchtbare Wildnis des Buntschibaches hinaufkletterten, scheint zur Zufriedenheit ausgefallen zu sein, im Sommer 1602 wurden zur Sicherung der Quelle Bauarbeiten ausgeführt unter Aufsicht des Predikanten von Därstetten, und am 5. März 1603 dem Hans Spnri, der sich offenbar als Pächter der Badegelegenheit gemeldet hatte, bewilligt, „im Graben by dem nüwen warmen brunnen badkästen uffrichten ze lassen, und von jedem, so 1 Tag baden will 2 krüger, so aber einer tag und nacht baden welte, 1 bazen ze forderen, zu erwarmung des bads holz vom berg herab ze fellen“. In der gleichen Verordnung wurde dem Kastellan von

Wimmis aufgetragen, fleißige Aufsicht zu halten, daß niemand überfordert werde. Daß im folgenden Jahre die Fassung der Quelle fertiggemauert und das Wasser in hölzernen Dünkeln bis „uff ein gewüsses sicher Ort“ geleitet wurde und daß die dazu aufgebotenen Landleute einen einigermaßen gangbaren Weg bis dahin anzulegen hatten, erfahren wir nicht nur aus den Akten und Rechnungen, sondern auch aus dem 1605 erschienenen Gedichte Valentin Rübmanns über das Gespräch zwischen Niesen und Stockhorn, indem er reimt:

Der Bunschgraben dort untenher
 Von Weissenburg ein Stund ungesehr
 Hat einen guten warmen Brunnen
 Den man erst heur bracht an die Sunnen

Diese Jahrzahl 1604 soll nach einer spätern Beschreibung des Bades auch an der alten Einfassung der Quelle zu lesen gewesen sein. Die für die damalige Zeit abschreckende Schauerlichkeit des Ortes und die für eine dauerhafte Einrichtung erforderlichen großen Kosten trugen aber wahrscheinlich die Schuld daran, daß das Heilwasser wenig benutzt wurde und wieder fast in Vergessenheit geriet.

Als sich fünfzig Jahre später der damalige Kastellan von Wimmis, Simon Nöthiger, für den Badeort interessierte, verlegte er die Badegelegenheit in den Ort Weissenburg hinunter in der Hoffnung, dadurch den Zuspruch erleichtern und vermehren zu können. Der Erfolg scheint ihm aber nicht Recht gegeben zu haben. Die einzige Spur von seiner Unternehmung wird uns aufbewahrt in einem 1658 im Druck erschienenen Gedicht eines Unbekannten, in dem er mit großem Wortaufwand eine Schilderung entwirft „von dem new auffgerichten köstlich-fürtrefflichen warmen Bad und wasser, so jez gehn Wyßenburg im Niedren Siebenthal, Berner Gebiets ist geleitet und bestellt worden“. Wir erfahren daraus, „daß etlich z'tod sind gfallen, weil der weg war sehr schmal“, und daß deshalb 1657 der Kastellan Anweisung gab, daß das Wasser „ward hingeleit hinaus gen Wyßenburge, an ein gar sicher orth, Zwischen der Landstraße Hat mans aufgrichtet dort, Welchs jez in Händen haben der landleuth ettlich dort“. Lange kann trotz der gereimten Reklame die Herrlichkeit nicht gedauert haben,

was auch nicht verwunderlich ist, wenn man sich die lange Zuleitung in den damaligen primitiven Holzröhren oder Dünkeln vorstellt. Ob das Badhaus genannte Haus im Dorf wirklich die damalige Badegelegenheit war, ist nicht festzustellen, man erzählte aber im Anfang des letzten Jahrhunderts, man habe beim Ausgraben eines Kellers Überreste von alten Badewannen gefunden.

Das heilsame Wasser mochte bisher vorzugsweise der Umgebung gedient haben, in die Mode kam es erst, als um 1690 ein Berner Arzt Johann Jacob Ritter sich der Sache annahm und auch die notwendige Werbetrommel rührte. Unternehmungslustig griff er ein, suchte die Quelle neu hervor, ließ auf eigene Kosten in der Nähe Gebäude aufführen und durch Sprengung des Felsens einen gangbaren Weg anlegen. Und dann schickte er im Jahre 1696 ein Reklambüchlein in die Welt hinaus, das an kühnen Anpreisungen keinem modernen Prospekt etwas nachgibt. In seiner seitenlangen Aufzählung fehlt kaum ein menschlicher Bresten, der nicht durch den Wunderquell geheilt wird. Und um gleich doppelt zu nähern, versendet er das Heilwasser auch auswärts in versiegelten Flaschen.

„Zu bequemerem Gebrauch dieser sehr heilsame wunderwürckenden Milchwarmen Mineralwasser hat man ein groß Haus erbauet, in welchem man nicht nur freundlich empfangen, beherberget, mit Bett, Tisch, Gewandt und Geschirr versehen, sonder auch mit notwendiger Speiß und Trand verpfleget, und alles veranstaltet, was dem Manglenden Behülff- und dienlich seyn mag zu komblicher Nießung dieser Wassern. Die Bäder abgeteilt, auch zu ernantem Gebäu ein Weg erbahnet, durch welchen man ohne Gefahr in das Bad-Hauß reiten kan, oder aber nach Belieben sich tragen lassen, welcher dann zu gehen begehrt, kan ein Stücken zu einem Reiß-Gefährten in die Hand nehmen. Das Gebäu dann ist an einem solchen Ort gesetzt, da man weder Steinen, Lauwlen noch andere Angelegenheiten zu besorgen, auch auff einem Bezirk, daß man nit gänzlich eingeschlossen, sonderen mit Spazieren sich um das Hauß herum ergehen kan.“

Aber auch hier scheint die Herrlichkeit nicht gar zu lange gedauert zu haben. Von den Erben

Ritters ging das Bad über in den Besitz des Landeshauptmanns Christian Bratschi, der seinerseits die Badegelegenheit wesentlich verbesserte, Weg und Gebäude besser instand setzte, die Quelle isolierte von dem fremden Wasser, das bisher hineinfließ, so daß sie um ein Drittel vermindert, „hingegen aber an Wärme, Tugenden und Kräfte um so viel zugenommen“. Er fand auch seinen Propagandachef in dem Berner Stadtphysikus Dr. Wolfgang Christen, der 1725 eine Werbeschrift zum Lobe des Bades Weißenburg veröffentlichte, in der er nicht nur das Wasser lobte, sondern auch den Besitzer. „Gegen die Ehren-Gäste führet er sich auch so dienstbar und bescheidenlich auf, daß darüber mit Grund nicht zu klagen. Einmal hab ich niemahls einichen Mangel an gutem und gesundem Wein, Brot, Fleisch und Zugemüse verspühret. Wer aber sonderbare Lecker-Bissen haben will, der mag selbst dafür sorgen, dann die Gelegenheit des Orts und dessen bißharige Besuchung gewißlich nicht zugiebet, beständig damit versehen zu seyn. An dem Losament wäre, die Wahrheit zu bekennen, noch eint- und anderes zu verbessern, und glaube ich, daß Herr Hauptmann selber ein steinernes für ein hölzernes wünschte. Es wäre aber anben auch zu wünschen, daß ein jeder Badgast sich nicht reuen ließe, nur ein Fuder Stein darzu zu steuern, so getraue ich dem Wirten, er wurde sichs nicht vertrießen lassen, solche allgemach auff einander zu setzen.“ Das Schlimmste war immer die Lage „in tieffen Felsen-Schrunden, zu denen man die freye Luft, so zu reden, mit schwären Seuffzen hinpompen muß, und sich des lieben Himmels-Lichts bloß durch seine an die Spitzen der Felsen geworffene Strahlen zu erfreuen hat“. Wie bei den Heilwassern zu Pfäfers hat es „an dem Ort selbst, wo die Gesundheits-Milch aus ihren Brüsten trieffet, nicht so viel Raum, daß man sie zum Baden auffassen könnte, sondern sie müssen mit Mühe, Kosten und Gefahr eine starke Viertelstund-wegs neben einem wilden Bach, und teils über denselben hin biß in einen von der Natur aus Felsen und Bergen gemachten Napff geleitet werden, in welchem das Wohn- und Bad-Haus steht.“

Das Weißenburgerwasser erfreute sich von da an großer Beliebtheit und regen Zuspruchs. Man

erzählte sich Wunder von der Wirkung der Kur, besonders auch für Tuberkulose, aber schon im Jahre 1753 wagte der Arzt Daniel Langhans in seiner Beschreibung des Simmentales gelinde Zweifel zu äußern an der Heilkraft des Wassers, wenn er noch sehr vorsichtig in einer Anmerkung sagt: „Wenn wir auf die eigentliche Beschaffenheit und den Ursprung aller derjenigen Krankheiten ein wenig Achtung geben, in denen dieses und alle andere von Natur warme Wasser sehr dienlich sind, so finden wir Ursache genug zu glauben, daß die Natur solchen Kranken zu Gute die Quellen dieser Wasser an solche bergichte Orte gesetzt habe, damit sie sich durch das mühsame Umhergehen stärken, ihr allzu schwaches Blut in mehrere Bewegung und Verbindung bringen und dadurch nach und nach die Verstopfungen ihrer Blutgefäße auflösen, welches hiemit eben so nötig ist als das Wasser selbst zu trinken.“

Noch deutlicher äußerte diesen aufklärerischen Gedanken der Apotheker Morell, der 1788 die schweizerischen Badwasser chemisch untersuchte und im Weißenburgerwasser nichts anderes finden wollte als in lauem Brunnenwasser, wie es in Bern zu jeder Brunnenröhre heraus fließt, was aber einem Kuraufenthalt in Weißenburg keinen Abbruch tun sollte. „Niemand ist unbekannt, wie häufig dies Bad in letzten Jahrgängen ist besucht worden, ein jeder weiß auch, wie wenig es braucht, ein Bad in Credit oder Abgang zu bringen. Der dießmalige Badwirt verdient allerdings vieles Lob und den Zulauff derjenigen Badgäste, die nicht des Wassers, sondern des Vergnügens und der guten Bewirtung halber ein Bad besuchen, deren es viele giebt. Eine gesunde reine Luft, die sowohl von der hohen Lage des Orts als den übrigen luftreinigenden Mitteln der Natur herrührt, kann man diesem Bad nicht absprechen. Ich glaube daher, daß vielleicht nicht ohne Grund Lungenkranke und andere mit Brustkrankheiten Behaftete nicht sowohl vom Wasser als von dieser ihre Genesung zu erhalten hoffen können.“

Das Bad erfreute sich großer Beliebtheit, nicht nur schickte die Insel in Bern ihre Kranken vorzugsweise dorthin, von überall her kamen die Gäste, um in der würzigen Luft der prächtigen Tannenwälder Genesung zu suchen. Im Anfang



Das alte Bad Weißenburg im Anfang des 19. Jahrhunderts.

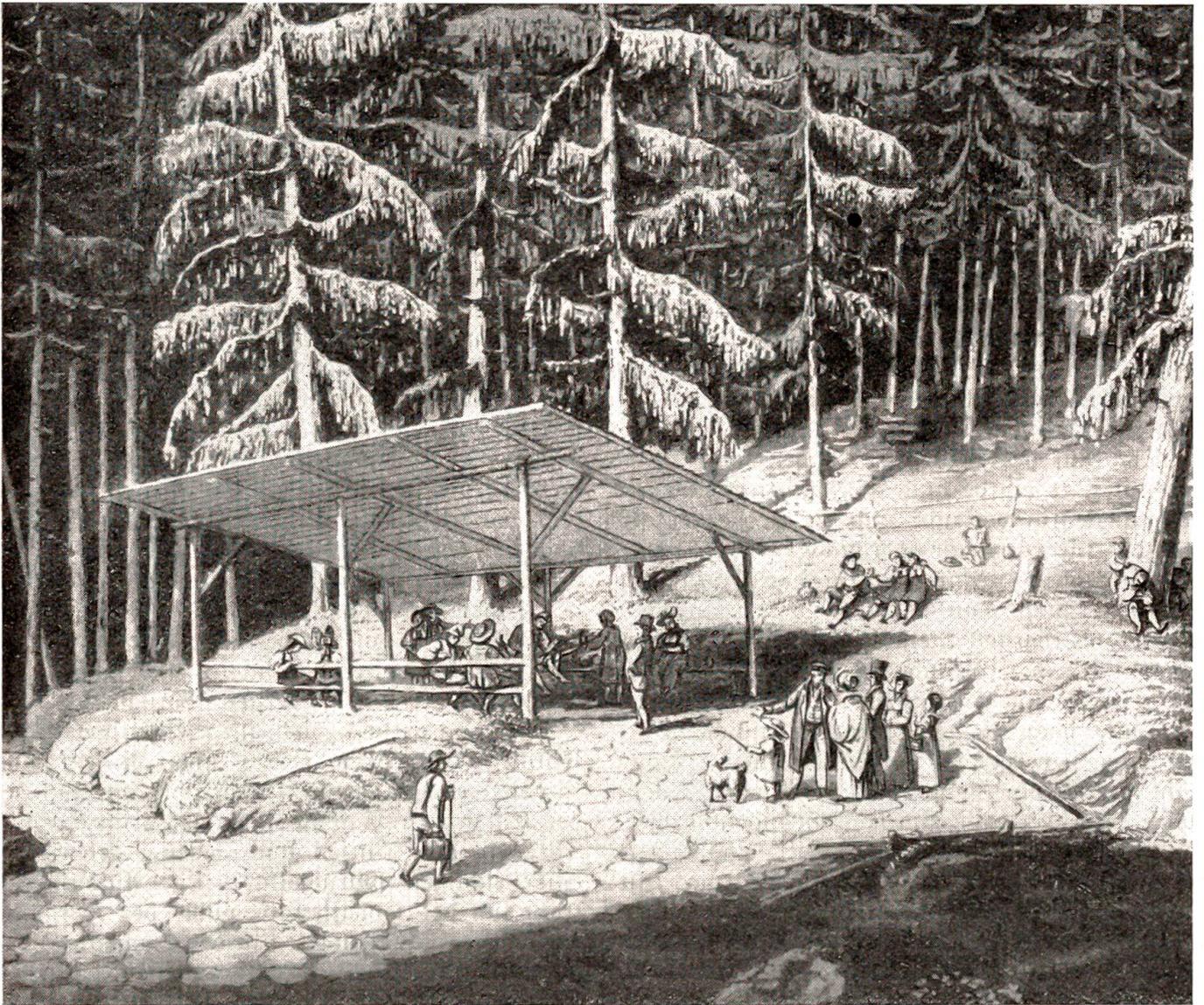
des letzten Jahrhunderts rechnete man während der Saison bereits mit etwa 150 Kurgästen, über deren Unterbringung in den alten winkligen Holzbauten man sich allerdings wundern muß. Die Schilderung eines Gastes aus dem Jahre 1804 gibt die Erklärung in der rührenden Anspruchslosigkeit der damaligen Zeit. „Jeder Badende hat sein eigenes Kästchen. Will jemand den mißlichen Schritt über dessen Rand hinaus wagen, oder sich anziehen, so ruft er den Badewärter. Dieser stellt eine Art von Fliegenhaus oder Gewehrmantel über ihn hin und er ist vor jedem Blicke geborgen, wie in den Wolken Homers. Auf der Trinklaube, so nennt man eine bedeutende, bedeckte hölzerne Bühne, hinter welcher der Gesundbrunnen steht, geht man, oder windet man sich vielmehr auf und nieder wie auf einem großen Jahrmarkt. Aber alles ist fröhlich. Die einen singen, die andern horchen, die dritten schwätzen, wenn sie ihre eigenen Worte hören können — aber durchaus herrscht Anstand.“

Wie bescheiden im Anfang des letzten Jahrhunderts noch die Einrichtungen waren und wie anspruchslos das Badeleben, erfahren wir aus einer Schilderung des Jahres 1822. „In einer Schlucht, die anfangs vielleicht kein Kloster ebenen Grundes darbot, und nur langsam durch Privathilfsmittel eingerichtet ward, können der Gebäude nur wenige und unordentliche sein. Auf verebnetem Boden zwischen Gebirg und Strom stehen die ältesten. Die Hauptansicht enthält Zimmerchen der Gäste, zwei zu beiden Seiten des Einganges auf der Hausflur, am bequemsten für solche Kranke, die sich oft baden, mehrere erträglich heitere im ersten Stockwerk, finstere im obersten. Gegen den Hof befinden sich unten Wirtschaftsverschläge, höher die mindern, unter dem Dache die noch dunkleren Zimmer. Zwischen diesem Teile und dem Bache sind unten die beiden Bäder, das hintere für Landleute, das vordere für Städter, ziemlich finster, für beide Geschlechter zugleich. Im letztern befindet sich doch eine von einer Dame errichtete Scheidewand. Jeder Badende hat seine besondere Wanne, wobei die Ankunft den Rang bestimmt. Die Männer pflegen im Bade zu lesen und zu schlafen, die Frauen so laut und unaufhörlich zu plaudern, daß der Lärm des rauschenden Bergstroms nicht mehr gehört

wird. Über den Bädern und dem Wärmgebäude stehen zwei Trinklauben, hinten die kleinere mit einem Kamin versehen für die Landleute, vorn die größere für die Stadtgäste, ohne Kamin, ohne Haupttor, jedem Luftzuge ausgesetzt, melancholisch, mit zwei keineswegs hinlänglichen darein sich öffnenden heimlichen Gemächern... Die gewöhnlichen bessern Zimmer mit zwei Betten, einem Paar Strohsessel, einem kleinen Kleiderkasten, einem tannenen Tischchen und einem Spiegelchen kosten täglich 15 Bagen. Die größten mehr, die schlechten weniger. Die Betten enthalten einen Strohsack, eine luftige Matratze, ein dünnes Hauptkissen, zwei Leintücher, eine wollene und eine Flaumdecke, zum Teil auch Vorhänge. Wer ein mehreres verlanget, muß es mitbringen, was man auch gern mit den Leintüchern tut. Bei Empfang von Besuchen borget man Sessel im Nebenzimmer, und der Coffer dienet allenfalls zum Sopha... Das eigentliche Kurleben ist dieses: um 6 Uhr Wassertrinken bis 8. Eine Stunde lange Weile. Suppe um 9. Lange Weile bis Mittag. Mittagessen. Lange Weile bis zur Nachtsuppe. Die lange Weile bisweilen vor- und nachmittags im Bade durchwässert. Dann Schlafen...“ Die Schilderung des Bades in Weixenburg, trotzdem sie als Reklame gedacht ist, hat nicht gerade viel Anlockendes. Und was von den geselligen Freuden erzählt wird, ist nicht weniger primitiv.

Etwa zehn Jahre später wurde das Bad durch einen Anbau vergrößert, um die Jahrhundertmitte durch den Arzt Müller von Weixenburg erworben und ein Neubau erstellt, der unter den größten Schwierigkeiten erst im Jahre 1857 vollendet werden konnte.

Das alte Badgebäude oder hintere Kurhaus, das noch auf den Bau des 17. Jahrhunderts zurückging, wurde in den Jahren 1887/88 vollständig abgetragen und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend wieder aufgebaut. Das große vordere Kurhaus brannte in der Nacht vom 31. Januar auf 1. Februar 1898 bis auf den Grund nieder, wurde aber schon im folgenden Jahr als großartiger Neubau wieder erstellt, der bis heute seine Anziehungskraft bewahrt hat, auch nachdem die moderne Therapie für Lungenkranke andere Bedingungen erforderte, als die Lage von



Das Schwarzbrünneli im Gurnigelbad um 1820.

Weißenburg sie bieten kann, denn die Überlegungen des alten Apothekers Morell haben ihre Gültigkeit bewahrt.

Bei der romantischen Lage des Bades konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch die Sage des Ortes bemächtigte und die Entdeckung des Wunderbrunnens an eine hübsche Liebesgeschichte der letzten Weißenburgerin knüpfte. Sie sollte einen Herrn von Grimmenstein heiraten, ließ sich aber von dem Mönchlein Gervasius in die Schlucht des Bunschenbaches entführen. Eine schwere Erkrankung der Geliebten schien dem

Idyll ein vorzeitiges Ende bereiten zu sollen, da entdeckte der Mönch den warmen Quell und heilte mit dessen Wasser die Angebetete.

Das Gurnigelbad.

Als am 1. Mai 1902 das alte Gurnigelbad bis auf den Grund niederbrannte, verschwand damit ein Stück alter Geschichte, denn der langgestreckte originelle Bau datierte in einzelnen Teilen aus dem Jahr 1591. Die Kunde von dem Vorhandensein und wahrscheinlich auch der Gebrauch des Schwefelwassers, das dort zutage

tritt, reicht noch viel weiter zurück. Aber wie anspruchslos die Gäste in ihren Anforderungen an den Kurort waren, davon kann sich kaum mehr eine Vorstellung machen, wer heute das komfortable und mit allem erdenklichen Luxus ausgestattete Hotel inmitten der dunklen Bergwälder betritt. Man kannte ursprünglich nur die eine Quelle, den Stockbrunnen, der aus einem alten Baumstamm herausfloß, in den das Wasser heraufgepumpt und, in hölzerne Röhren gefaßt, zum Badhaus heruntergeführt wurde. Das kräftigere, aber auch weniger ergiebige Schwarzbrünnlein wurde erst 1728 von einem Bauern aus Wattenwil entdeckt und den Besitzern des Bades verkauft.

Der Ruf des heilsamen Wassers war weitverbreitet, es wurde auch in Flaschen abgezogen nach auswärts versandt und in Bern viel getrunken. Die Landleute gebrauchten es auch gegen alle möglichen Krankheiten in der Form von Douchen, „und man siehet sie daher zuweilen in den sonderbarsten Stellungen unter der Brunnröhre“. Um den Besuch des Bades zu fördern, wurden schon um 1740 gedruckte Reklameprospekte versandt, nachdem weitgehende bauliche Veränderungen vorgenommen worden waren, „daß nicht nur gemeine, sondern auch vornehme Baad-Gäste in großer Zahl und nach Gebühr und Verlangen können empfangen, tractirt und logiert werden: Indem da zu finden alles, was zur Kommllichkeit des Lebens dienen kann; als, eine gesunde, und extra reine Luft, eine überaus schöne und angenehme Aussicht und Prospect, eine gute und delicate Kost, gebührende und genügsame Aufwarth, saubere und reine, teils vergipsete, teils tapecierte, mit sauberen Betten und Ruh-Betten, Sessel und Commoden versehene Stuben und Losamenten, deren etwelche mit Caminen versehen“. Oder wie der andere Prospekt aus dem Jahr 1742 verkündet: „Der Eigentums-Herr hat seit zwei Jahren viel Geld aufgewendet, das ganze Gebäu zu verbessern, um die Baadgäste völlig zu vergnügen; da nicht nur ein ganz neues Stockwerk ist aufgerichtet, alle Baadkästen und die Wassersammler (da das Trink- und Baadwasser von anderem nicht mehr kann vermischt werden) neu erbaut, sondern auch in allen übrigen Zimmern neue Better mit

Madrazen gemachet worden sind, so daß man mit Grund der Wahrheit sagen kann, daß nunmehr all dorten sowohl niedliches Tractament als gutes Losament anzutreffen sind. Zu deme ist ferndrigen Jahrs dem Eigentums-Herrn von seiner Hohen Obrigkeit eine neue Quelle, das berühmte Schwarzbrünnlein, zu seinem Baad zu leiten vergönnet worden, welches an vielen alten gebrechlichen Personen verwundrungswürdige Curen getan, davon selbst ein Augenzeuge gewesen.“ Die Liste der mit Gurnigelwasser zu heilenden Gebreften ist erstaunlich.

Aus einer Beschreibung des Bades von 1820 vernehmen wir, daß an der Verschönerung eifrig weiter gearbeitet worden war. Es sind Wandelgänge für Schlechtwetter-Belustigungen gebaut worden, die Gesellschaftsräume weisen ein Billard und ein Klavier auf. „Die Hälfte aller herrschaftlichen Wohnzimmer sowie alle Säle haben Camine, jedes ist überdies mit modernen papierenen Tapeten bekleidet, hat nebst Tisch und Stühlen einen Spiegel, ein Ruhbettchen, eine Kommode oder Schrank und ein reinliches und wohlunterhaltenes Bett mit modernen Vorhängen.“

So mag es auch noch ausgesehen haben, als Gotthelf dort oben weilte und als er seine Studien machte zu der Badefahrt im Mi, bei der Cisi seinen Baumwollhändler ertanzte.

Denn das Tanzen und Spielen gehörte zu einer richtigen Gurnigelkur. Der Ankömmling freut sich des lebhaften Gewühls der Kurgäste, das ihn empfängt, wie es in der erwähnten Beschreibung von 1820 heißt. „Hier siehet er neben sich einen Teil der Badegäste mit Kegelschieben, dort einen andern mit Armbrust- oder Stutzer-schießen nach der Scheibe sich belustigen, von dorthen vernimmt er die einladenden Töne einer zum Tanz begeisternden oder wirklich Tanzende begleitenden Musik, welches überhaupt hier eine fast tägliche und zum bessern Gedeihen der Cur für viele Gäste eine beinahe unentbehrliche Abendbelustigung ausmacht, daher sich auch während des Sommers gewöhnlich einige Musikanten hier aufhalten. Und trifft man es erst, an einem Sonntage hier zu sein, so siehet man alle diese Belustigungen sich noch verdoppeln, und selbst verdreifachen, da bei günstiger, ja wohl auch minder günstiger Witterung ganze Scharen

von jungen muntern Leuten beiderlei Geschlechts, nach Landesmanier schön gepuzt aus dem benachbarten Guggisberg und Schwarzenburg hierher wallfahrten, um sich einen fröhlichen Lebenstag zu verschaffen, daher auch diese Sonntagsbelustigung gewöhnlich des Abends vorher durch das Abfeuern von sechs eisernen Böllern auf der Terrasse, deren Knallen in einem Umkreis von

die jede 10, 20 Schritte stille stehen müssen, um wieder zu Athem und Kräften zu kommen.“ Die Badgebäude, auf einer zum Teil künstlichen Terrasse errichtet, wuchsen durch Umbauten nach und nach in die Länge und boten schon am Ende des 18. Jahrhunderts den originellen Anblick einer städtischen Häuserzeile. Aus dem Walde wurde das Wasser durch Dünkel in die Ofen und in die



Das Gurnigelbad um 1830.

mehreren Stunden vernommen wird, der ganzen Gegend umher pflegt angekündigt zu werden.“

Der steile beschwerliche Weg von Dürnbach zum Bad hinauf bildete ehemals das Kreuz der Fuhrleute. Er war des nassen Bodens wegen mit Holzknüppeln belegt und führte geradewegs den Berg hinauf. „Dieser steile Zugang, besonders auf der Wiese vor dem Bad, macht eine der Belustigungen der Badgäste aus; kömmt eine Kutsche, Reiter oder Fußgänger, so begiebt sich alles auf die Terrasse und sieht da der mühsamen Arbeit der Pferde oder Fußgänger zu,

Badkästen geleitet. „Die Badstuben, deren zwei sind, eine für die Standespersonen, die andere für die übrigen Badgäste, halten ungefähr 24 bis 30 Schuh ins Quadrat, in jedem gehen die zwei Dünkel (so warm und kalt Wasser führen) in der Mitte durch über die Badkästen weg und sündern die Manns- und Weiberkästen voneinander, deren in jeder Stuben 18 sind. Man badet hier zu allen Stunden des Tags, doch ist es angenehmer in Gesellschaft zu baden als sich ganz allein in einer so großen Badstuben zu befinden. Da die Manns- und Weibspersonen hier in der gleichen Stuben

baden müssen, so ist stets eine spanische Wand bereit, die auf den Badkassen derjenigen Person gestellt wird, welche aus dem Bad gehen will.“ Auch die Zuleitung des Wassers war zu jenen Zeiten noch sehr primitiv, so daß durch jeden Regenfall das Quellwasser geschwächt wurde, und da es im Gurnigel hauptsächlich regnet, so konnte es vorkommen, „daß Badgäste drei Wochen, oft noch länger auf gut Wasser warten, und fast nichts als blos Regenwasser trinken müssen.“

Das Bad gehörte ursprünglich den Herren von Wattenwyl, als Besitzer der Herrschaft Burgistein, und kam mit derselben 1717 an die Familie von Graffenried. Siebzig Jahre lang, bis 1839, war es Eigentum der Familie Zehender und ging dann durch Kauf über an Herrn Kramer von Basel, der viele zweckmäßige Veränderungen vornahm. In den 50er Jahren betrug die Länge des Gebäudes etwa 100 m und konnte bis 250 Personen beherbergen. Berühmt war der große Tanzsaal. Den größten Aufschwung nahm der Gurnigel, als er im Jahre 1864 von der bekannten Hotelierfamilie Hauser übernommen wurde, und die schwerbefrachtete Gurnigelpost bildete in den folgenden Jahrzehnten während der Sommermonate jeweilen einen wesentlichen Bestandteil des bernischen Stadtbildes.

Blumenstein.

Das dritte der drei alten modischen Bäder im Bernerland liegt ebenfalls im Gebiet der Stockhornfette, am Ursprung der Gürbe, wo der Fallbach sich über die Felsen hinunterstürzt. Es liegt weder in romantischer Schlucht wie das Weissenburgbad, noch auf walddreicher Höhe wie der Gurnigel, sondern in flachem Wiesland. Seine Anziehungskraft war denn auch stets eine geringere, sein Kundenkreis ein bescheidenerer. Sein eisenhaltiges Wasser erfreute sich besonders bei der Landbevölkerung lebhaften Zuspruchs, für die Trinkkur aber war Blumenstein auf den Gurnigel angewiesen, von woher ihm täglich das Schwefelwasser in Fäßchen zugetragen wurde. Sicher wurde die Heilquelle von langer Zeit her benutzt, sichere Kunde haben wir erst aus dem Jahre 1722, in welchem das Haus neu gebaut oder verbessert wurde. Eine Wappenscheibe mit

dieser Jahrzahl deutet auf den Landvoigt Tillier von Wangen, dem wohl diese Instandstellung zuzuwenden ist. Um das Jahr 1770 wurde dann das neue Gebäude vom Major Müller von Amfoldingen erbaut und durch den bernischen Arzt Langhans zu bedeutender Blüte gebracht. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat der damalige Eigentümer, der Oberherr Frisching von Rümligen, durch reichliche Anpflanzungen von Bäumen und andere Verbesserungen dem etwas eintönigen Orte neue Annehmlichkeiten zu verschaffen gesucht, allein die unberechenbare Mode hat dem Bade den Rücken gewandt und sich andern vergnüglicheren Orten zugeneigt. Zum Vergnügen der Kurgäste war es zu keinen Zeiten eingerichtet, was aus allen Schilderungen, die uns darüber berichten, hervorgeht.

Einen ersten Einblick erhalten wir von Apotheker Morell, der im Jahr 1783 eine Beschreibung der schweizerischen Heilwasser herausgab: „das Badhaus besteht aus zwei Flügeln, die aneinander hängen. Der mittlere Teil ist ein Saal, hinter dem eine lange Laube angebracht ist, rechter Hand von diesem sind die Badstüblein, sieben an der Zahl, jedes mit vier engen Kästen versehen, deren Aussicht gegen den Hof gefehrt ist. Im gleichen Flügel befinden sich noch Wohnungen, sowohl im Fußstock, den Badstübchen gegenüber, als auch über diesen im Dach, deren viele aber sehr eng sind. Im Hof auf der gleichen Seite befindet sich die Quelle in einem verschlossenen Behälter, aus welchem das Wasser durch einen Arbeiter in den Kessel gepumpt wird. Diesem Hof gegenüber ist ein zweites Gebäude, durch die Straß davon gesondert, in welchem ersten Stock die Knechten und Mägde wohnen, auch ist daselbst eine große Wirtsstube, unten sind die Pferdeställe. Mehr rückwärts ist ein schöner nach neuem Geschmack gebauter Stock mit einem großen wohl ausgezierten Saal, der zum Speisesaal dienet, hinter diesem ist eine geräumige Küche, aus welcher durch einen Schieber die Speisen auf den Tisch geliefert werden. Gegen die Straß sind in beiden Stockwerken offene Lauben, auf welchen der Eingang zu drei bis vier Stübchen ist, so für die vornehmen Gäste aufbehalten werden, sind aber auch sehr eng. In einer Entfernung von 300 Schritt ungefähr,



Stämpfli & Cie., Bern

Bad Blumenstein

Nach einem Stich von Wyß um 1810

Stadtbibliothek Bern

diesem Stock gerade über ist ein Saal im Garten, der aber mehr ein Kraut- als Blumengarten und folglich nicht ganz an seinem Ort ist.“ „Sonntags ist hier eine so große Menge Bauersleute versammelt, daß man glauben sollte, es wäre da großer Jahrmarkt. Der hintere Saal dienet denselben zum Tanzsaal, der im neuen Stock aber der vornehmen Gesellschaft. Der jetzige Wirt versteht allerdings die Kunst, den Gästen eine wohlbestellte und ausgesuchte Tafel zu bestellen, die denen in den berühmtesten Wirtshäusern nicht nachsteht.“ Also schon damals neigte sich der Betrieb dem Freßbädli zu.

Nicht viel anders ist es noch um 1820, wo wir erfahren, daß im alten Haus 8 Bäder sind, eines zu drei, die übrigen zu zwei Wannen, ziemlich enge, doch helle genug und reinlich. Von den 24 Kammern sind die untern zum Teil für die Armen bestimmt, die vom Inselspital geliefert werden. Im neuen Stock sind 13 Wohnzimmer, wovon zwei zu zwei Betten. Der einfachen bescheidenen Einrichtung entsprechen mäßige Preise. Im neuen Hause beträgt der Pensionspreis 3 Franken. Der damalige Wirt, Herr Steinhauer, erhält alles Lob für die gute Bedienung und Bewirtung, aber sehr amüßant scheint der Aufenthalt nicht zu sein, „der prunklose Charakter des Ortes und seiner Einrichtungen wirkt auf die Stimmung der einzelnen“. Dennoch finden wir 1813 unter den Gästen den französischen Gesandten, Graf Aug. Talleyrand-Périgord. Er hat uns nicht gesagt, wie es ihm in Blumenstein gefallen habe, wohl aber erzählt uns die Tochter des holländischen Gesandten Reinhold den Eindruck, den sie erhalten hat, als sie im August 1829 mit ihrem Vater einen Ausflug nach dem berühmten Bade macht. „Wir fahren auf holperichten Landwegen nach Blumenstein, dessen Badeanstalt sich winzig aus der Ferne ausnahm und auch winzig in der Nähe blieb. Wir fanden dieses Bad unter unserer Erwartung. Hohe Felsen drohen schwer von einer Seite, und sonnige Fläche ist alles, was den Badenden hier geboten wird. Ein runder Platz von lächerlicher Enge scheint zu sagen, daß Bewegung auf großem Raum sich mit der Kur dieser Quelle nicht verträgt, und ein kleiner Salon schien froh zu sein, daß niemand darin war und also auch nicht ersticken konnte. Wir machten uns

lustig und Papa feierte dieses schöne Bad durch den schönen Gesang: Quel chien de bains, quel bain de chiens! Papa wollte jedes Badloch sehen, um bei jedem Wie gräßlich! ausrufen zu können. Er war höchst mutwillig und wir lachten und freuten uns darüber.“

Seitdem ist manches anders und besser geworden in den hundert Jahren, und besonders seitdem das Auto den etwas abgelegenen Ort wieder näher gerückt hat, erweist das freundliche Bädlein wiederum seine Anziehungskraft.

Gottesgericht.

Das sonderbarste Urteil, das jemals von einem Gericht verkündet worden ist, sprach der Staatsgerichtshof in Paris zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Ein Dachdecker war auf die Höhe eines Kirchturms gestiegen, um das Dach zu erneuern. Er hatte das Unglück, während der Arbeit abzustürzen, und hatte dabei das Glück, auf einen Strohdienen zu fallen, so daß er mit einigen unbedeutenden Verstauchungen davonkam.

Aber während des Sturzes war ein Arbeiter, der sich in halber Höhe des Turmes beschäftigte, mitgerissen worden; dieser Mann verfehlte den Strohdienen und brach sich auf platter Erde das Genick.

Der Bruder des Getöteten erhob Anklage gegen den „Mörder“ und verlangte Bestrafung und die Zahlung einer ansehnlichen Summe an die unmündigen Kinder des Verunglückten.

Das Gericht war in einer schwierigen Lage. Es sah ein, daß es dem Ankläger irgendeine Genugtuung verschaffen mußte. Andererseits konnte es sich nicht entschließen, einen Mann zu bestrafen, dessen einziges Vergehen darin bestand, einen Unglücksfall gehabt zu haben.

Es entschied also: Der Ankläger selbst soll auf die Höhe des Turmes steigen. Er soll sich auf den Dachdecker niederfallen lassen, der sich diesmal auf halber Höhe aufzustellen hat. Gott wird entscheiden . . .

Der Ankläger ist nicht auf den Kirchturm emporgestiegen.